

Konrad Arnold
Schmidt,

geb. am 23. Febr. 1716,
gest. am 11. Nov. 1789.

herausgegeben von Th. Hell.

90. Mittwoch, am 11. November 1835.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Rosen. Ein Taschenbuch für 1836. Leipzig, Leo.
S. 505.

Seit ihrer ersten Erscheinung gehörten die bei Leo herausgekommenen Taschenbücher zu den am schönsten ausgestatteten, gediegensten, inhaltreichsten. Auch diesmal haben sich die Rosen in dieser Art bewährt. Sieben sehr schöne Stahl- und Kupferstiche, Scenen, dem Inhalte der Erzählungen entnommen, darstellend, zieren das freundliche Büchlein. Unter ihnen zeichnet sich das Titeltupfer besonders aus; es bezieht sich auf die von Thekla, sehr sinnig gedichtete Mythe: die rote Rose.

Der Inhalt des Buches steht seinem chalcographischen Schmucke nicht nach. Schwerlich wird ihm in dieser Hinsicht eines der übrigen Taschenbücher den Rang ablaufen. Sämmtliche vier Erzählungen sind sehr zu loben und erfüllen vor Allem den Zweck eines solchen Buches, den nämlich: zu unterhalten, ein Umstand, den nicht jede Redaction eines Taschenbuches in vollem Maße in Anschlag bringt, so offen er auch auf der Hand liegt. — Wir gehen an die Beurtheilung der einzelnen Gaben, indem wir sie dem Werthe nach in aufsteigender Linie klassifiziren.

Die erste derselben: „Das Götzenauge“, von Ludmilla Rose, ist eine sinnige und unterhaltende Erzählung. Sie unterscheidet sich vor vielen, aus weiblicher Feder gestoffenen Producten durch die richtige Auffassung und consequente Durchführung der Charaktere. Hier sind die Frauen nicht solche blasse, unglückliche, nervensieche Geschöpfe, die bloß zu weinen, zu weinen und am Ende bon gré mal gré zu verzeihen wissen, die Männer keine Entsagungsbelden oder Ausbände an Großmuth, denen zuletzt gar nichts von Werth — selbst nicht ihr eigener — mehr zur Disposition bleibt, sondern Alles geht ganz natürlich, entfernt von jeder Ueberschwänglichkeit zu. Den Schluß indes hätte Referent anders, und Etwas, was sich die meisten Menschen herbeiwünschen — fünfmalhunderttausend Thaler nämlich — fortgewünscht. Auch hätte der Göze immerhin sein diamantnes Schwertzeug behalten können; es wäre auch wohl auf andere Art angegangen, das Märchen glücklich zu machen. Solche faustarose Diamanten erinnern zu sehr an die mit einer Stadt und sieben Dörfern ausgestatteten Mimili's, Lisli's u. s. w., und dabei ist dem Referenten immer etwas weich zu Muthe geworden.

„Liebe und Verbrechen“, von E. W. Miellau, ist nach unserer Meinung die auf die vorige in aufsteigendem Range folgende Erzählung. Es ist eine höchst

eiaenthümliche, gut erzählte, den Leser bis an's Ende spannende Criminalgeschichte. Die Charaktere sind mit ziemlich festem Griffel gezeichnet, besonders der der Hauptperson, des Malers Walbert. Wie jede andere Criminalgeschichte führt sie indes auch den Nachtheil mit sich, daß man den Erzähler allzuviel sprechen hört, und somit weniger als da, wo in Dialogenform oder auf ähnliche Weise geschildert wird, sich mitten in die Scene versetzt sieht. Mit großem Geschick hat indes der Autor jede Trockenheit, jedes Schleppe, was Criminalgeschichten sonst häufig mit sich führen, zu vermeiden gewußt, und somit ist das Ganze wirklich sehr unterhaltend. Der Versicherung des Verfassers nach ist die Geschichte „nach den Akten berichtet“ und zu Berlin vorgefallen; er wird es indes wohl dem Referenten nicht übel nehmen, wenn er nicht daran glaubt. Es kommt auch darauf nicht an.

Was im Gemüthe lebt, ist da gewesen. —

Lange hat der Unterzeichnete mit sich im Streite gehalten, welcher von den beiden noch übrigen Erzählungen er den Vorrang geben soll; sie sind beide gleich rüchtig. Endlich glaubte er, der Novelle: „Der Tuchmacher zu Brüggae“, von L. Rein, zuerst erwähnen zu müssen. Der Gegenstand derselben ist ein historischer. Er bezieht die fländerischen Zustände vor und bis zur Schlacht bei Courtray in sich. — In edler Sprache, mit historischer Sicherheit, auf höchst anmuthige Weise, schildert der Verfasser die Schicksale des tüchtigen, mannhafteu und gefühlvollen Peter Konink, des Anführers der Flanderer. Auf geschickte Art verwebt er die Liebesgeschichte der Tochter Konink's, mit dem jungen Grafen Guelph, hinein, und wenn auch das Ganze einen tragischen Ausgang hat, so wird doch die Seele des Lesers durch die innere Nothwendigkeit des letztern auf eine höchst wohlthuende Art beruhigt. Die Stärke des Autors ist vorzüglich die ungemein zarte und geschickte Schilderung moralischer Zustände, und er kann nur durch Berufsverhältnisse oder besondere Neigung zu Beobachtungen der verschiedenartigsten Charaktere zu so klarer Anschauung des Seelenlebens gelangt seyn.

Mit der vorhergehenden ringt Blumenhagen's Erzählung: „Die Töchter der Haide“, um den Preis. Es freute, als er sie las, und die Sicherheit bewunderte, auf welcher sich der Autor auf einem fremden Terrain bewegte, den Referenten recht sehr, daß Blumenhagen den unersorcklichen Boden der hannoversch-braunschweigischen Geschichte verlassen hat. — Dieser Umstand war gewiß zum Theil daran Schuld, daß